

DOPPELLEBEN

Heinrich und Gottliebe von Lehndorff auf Schloss Steinort im Widerstand gegen Hitler und Ribbentrop

von **Antje Vollmer**

gelesen von **Martina Gedeck**

eingrichtet von **Gerhard Ahrens**

STIFTUNG SCHLOSS NEUHARDENBERG

So, 20. 7., 17 Uhr

Lesung, Großer Saal

Im Sommer 1989 schreibt Gottliebe von Lehndorff in ihr Tagebuch:

»20. Juli 1989 – 45 Jahre später.

Es ist sieben Uhr abends. Ein wunderbarer Sommertag hier bei uns im Pfarrhof Peterskirchen. Ich sitze an meinem provisorischen Schreibtisch mit einer Glasplatte als Unterlage. Das Fenster ist offen und die Abendsonne beleuchtet die von Vera gepflanzte Linde. Kein Blatt rührt sich.

So saß ich an meinem Schreibtisch in Steinort und wartete voller Angst auf Heini, den ich am Morgen um sieben Uhr nach *Mauerwald [dem OKH - Hauptquartier des Oberkommandos des Heeres]* gefahren hatte, um von dort nach Königsberg in einem Militärwagen zu fahren. Seine Aufgabe war, in Ostpreußen alle sogenannten Bonzen der Nazi-Regierung mit seinen dafür ausgesuchten Leuten zu verhaften.

Ich hatte im Laufe des Nachmittags durch Münchhausen und später durchs Radio und einen Adjutanten von Ribbentrop erfahren, daß das Attentat mißlungen war. Plötzlich hörte ich Tritte von Hufen auf dem Vorplatz des Hauses. Ich sah Heini in Zivil reitend auf dem Hengst Jaromir. Meine Gefühle sind kaum zu beschreiben. Ich ging ganz langsam die Treppe an unserem Seitenflügel herunter. In meinem Kopf tauchte plötzlich nur ein Gedanke auf, wie kann ich ihn retten? Sofortige Flucht oder abwarten, um die kleine Chance zuzulassen, daß es keine schriftlichen Beweise gibt? Meine Nerven waren den Tag über wohl so strapaziert, daß ich auf dem Weg von der Haustür zum Stall, wo Heini

inzwischen von Jaromir abgestiegen war, zitterte und Tränen mir die Backen herunterliefen. Wir umarmten uns, fast wie Ertrinkende.

Dies schreibe ich jetzt hier im Abendleuchten nieder. Die Einsamkeit umgibt mich, weil niemand fühlen und wissen kann, daß ich fünfundvierzig-mal dieses Erlebnis oder besser Ereignis so erlebte, als wenn es mir jetzt passiert.

Wir haben nachmittags unter der Linde Kaffee getrunken. Ich hatte es arrangiert, um mich abzulenken. Niemand dachte an diesen 20. Juli als großes Mahndatum. Und so ist es immer gewesen und wird es auch bleiben.«

Aus den Erinnerungen von Gottliebe Gräfin Lehndorff aus dem Familienarchiv:

»1. September 1939. Um fünf Uhr morgens klingelt es Sturm an der Haustür. Ich gehe erschrocken an das Fenster und erfahre, daß ein Bote Stellungsbefehle für Steinort zu übergeben hat. Unsere Sekretärin ist inzwischen zur Tür gegangen und nimmt sie entgegen. Das bedeutet Mobilmachung.

Also Krieg.

Was Monate lang eine Spekulation war, nun ist es Wirklichkeit geworden. Wir mußten die Zettel an die Betreffenden aushändigen. Damit veränderte sich in jeder Familie das Leben. Die erschreckten Gesichter und Ausrufe waren der Ausdruck ihrer Erschütterung.

Noch wußte niemand im Dorf und auf den umliegenden Gütern, daß deutsche Truppen bereits die polnische Grenze überschritten hatten und wir uns mitten in einem Krieg befanden.

Wir saßen stumm am Frühstückstisch. Nona schob den Korbwagen, in dem Vera lag, unruhig hin und her. Das Schweigen war ihr unheimlich. Der Tisch war gefüllt von Köstlichkeiten, die ein ostpreußischer Landbesitzer selber produzierte. Geräucherter Fisch und Schinken, selbstgemachte Marmelade, Honig und Wildpastete. Mechanisch nahm man ein paar Bissen zu sich.

Plötzlich sprang Heini auf:

›Zieh dich an!‹ rief er mir zu. ›Wir reiten!‹

Ein warmer Herbsttag... wir ritten die Eichenallee im Park entlang. Es gab nichts zu sagen. Hitlers Krieg hatte begonnen.«

Laut einer Meldung vom 11. September wurde Heinrich Graf Lehndorff der Dienststelle in Allenstein zugewiesen, dem Hauptquartier der Heeresgruppe Nord.

Vermutlich hat ihn zu diesem 11. September 1939 bereits sein späterer Vorgesetzter, Generalfeldmarschall von Bock, als Ordonnanzoffizier persönlich angefordert. Wie kam es dazu? Es ist gut denkbar, daß der Tip von Carl-Hans von Hardenberg kam, der Lehndorff gut kannte. Im Ersten Welt-krieg war er selbst der Ausbilder von Bocks gewesen und tat jetzt als sein Adjutant Dienst. Als Heinrich von Lehndorff sich bei ihm am 11. September 1939 zum Einsatz meldete, standen die deutschen Truppen kurz vor Warschau.

Von Bock war einer jener Männer der Heeresspitze, auf den die Verschwörer, trotz seiner charakterlichen Schwächen, Hoffnungen gesetzt hatten, weil es lange Zeit als unabdingbar galt, daß nur mit der Unterstützung einer relevanten Zahl von Feldmarschällen ein militärischer Umsturz auf Dauer erfolgreich sein könne. So versuchte der eigentliche Motor dieser militärischen Umsturzpläne, Henning von Tresckow, befreundete Offiziere, auf die er sich ganz und gar verlassen konnte, in der Nähe dieser Feldmarschälle zu postieren, um diese im Sinne der Verschwörung zu beeinflussen.

Heinrichs jüngerer Bruder Ahasverus, dem alle, die ihn kannten, einen »grüblerischen und rebellischen Charakter« attestierten, gehörte schon vor Ausbruch des Krieges zu den entschlossenen Hitlergegnern. Der Cousin Hans Lehndorff beschreibt ihn in seinem Buch »Menschen, Pferde, weites Land«:

»Als junger Offizier hatte er einen starken Einfluß auf die Meinungsbildung seiner Kameraden und Untergebenen, und diese Tatsache brachte ihm manchen Verweis ein. Seine überragende Erscheinung und überzeu-

gende Persönlichkeit machte es den Vorgesetzten schwer, mit ihm fertig zu werden. Sie mußten sich seine Kritik immer wieder gefallen lassen. Das wäre sicher nicht mehr lange so gegangen und man hätte ihn eines Tages mit Gewalt zum Schweigen gebracht, wenn nicht sein baldiger Tod an der Ostfront im Alter von fünfundzwanzig Jahren solchen Maßnahmen zuvor gekommen wäre.«

Für Heinrich von Lehndorff war der Tod seines »kleinen Bruders« ein Trauma, das sein weiteres Leben prägte. Es war der entscheidende Anstoß, daß er sich selbst nicht länger erlauben wollte, das sorglose Leben eines Augenblicksmenschen zu führen. Er mußte und wollte den Auftrag und das Engagement seines Bruders fortsetzen.

Gottliebe schreibt über den Moment, in dem sich Heinrich von Lehndorff endgültig für die Beteiligung am Attentat entscheidet:

»Eines Tages, als Heini von der Ostfront für ein paar Tage nach Hause gekommen war, spürte ich, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte. Da wir zu Hause nicht reden konnten, ritten wir in den Wald.

>Du, ich muß dir etwas Dringendes sagen<, sagte Heini zu mir. >Ich habe etwas Schreckliches erlebt. Ein SS-Mann packte ein Kind und schleuderte es so lange gegen einen Baum, bis es tot war. Ich habe mich jetzt entschlossen, endgültig dem Widerstand beizutreten. Wir sind eine ganze Gruppe bei Bock. Da sind Tresckow, Schlabrendorff und Hardenberg. Sie wollen alle, daß Hitler beseitigt wird.< Damit waren die Würfel gefallen.«

Dieses Gespräch muß in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu dem Massaker an 7000 Juden durch eine SS-Einheit in Borissow stattgefunden haben, das Hardenberg und vielleicht auch Lehndorff persönlich beobachtet hatten und das zu einem regelrechten Aufruhr in der Gruppe um Henning von Tresckow führte. Der damalige Standortkommandant nahm sich aus Scham und wegen der Proteste seiner Kollegen das Leben. Von Bock aber versäumte es wieder einmal, persönlich bei Hitler zu intervenieren, obwohl Tresckow, Hardenberg, Lehndorff ihn heftig bedrängten. Dieses Massaker fand im Oktober 1941 statt, in direkter Nähe des damaligen

Hauptquartiers der Kommandozentrale der Heeresgruppe Mitte. In demselben Borissow hatten sich wenige Monate zuvor, im Juni 1941, Stauffenberg und Tresckow zum ersten Mal getroffen.

Neben den vergeblichen Versuchen, das Ausland zu informieren, und den ebenso gescheiterten Bemühungen, von Bock für die Seite der Verschwörer zu gewinnen, bestand die Hauptaufgabe Lehndorffs innerhalb des engeren Kreises um Henning von Tresckow darin, Zögernde und Zweifelnde für die Beteiligung zu gewinnen, unauffällige Treffen in seinem Schloß Steinort zu ermöglichen, das jetzt ja nicht nur in unmittelbarer Nähe des Oberkommandos des Heeres, *Mauerwald*, lag, sondern ab 1941 auch der feste Wohnsitz des NS-Außenministers Joachim von Ribbentrop war.

Diese an sich fatale Nähe war zugleich ein Schutz für das nun beginnende perfekt getarnte Doppelleben der Familie. Niemand konnte zunächst einen Argwohn hegen, wenn führende Offiziere aus *Mauerwald* jenem Haus einen Besuch abstatteten, in dem auch der Außenminister residierte. So ist denn auch die Besucherliste des Hauses – die natürlich nie real aufgeschrieben wurde, aus guten Gründen gab es kein Gästebuch – ein »Who is Who« der Verschwörer des 20. Juli. Der immer umworbene und immer zögernde Generalfeldmarschall Kluge war dort wiederholt mehrtägig zu Gast, Tresckow, Schlabrendorff, Stieff, Fellgiebel, Hahn, Thiele, auch Wagner, Fritzi Schulenburg, Axel von dem Bussche, von der Groeben, von Uexküll und sogar Helmuth James von Moltke. Selbstverständlich gingen sie alle davon aus, daß in dem Haus alles beobachtet und abgehört wurde.

Aber der Wald war groß und der Landbesitz ausgedehnt, was sollte man dabei finden, wenn die Offiziere einen Ausritt oder eine Schlitten- oder Kutschenfahrt unternahmen? Bei Tresckow und Schlabrendorff war es üblich, daß sie immer erst bei Dunkelheit kamen.

Der Kontakt unter den Verschwörern fand niemals schriftlich oder telefonisch statt, Lehndorff lernte die Botschaften jeweils auswendig und übermittelte sie mündlich. Gottliebe erinnert sich, daß er gelegentlich Telefonnummern auf den Spiegel im Bad schrieb, die er sich immer

wieder ein-prägte, bevor er sie wegwischte und er war es auch, der Anfang Juni 1944 übermittelte, was Henning von Tresckow Stauffenberg riet, als jener, nach der Invasion der Alliierten an der Westfront, fragte, ob das ganze Attentat nun überhaupt noch einen Sinn habe:

»Das Attentat auf Hitler muß erfolgen, koste es was es wolle. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem in Berlin gehandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.«

In den Jahren 1943/1944 ist Lehndorff offensichtlich wiederholt für die Verwaltung seines Betriebes u.k. gestellt und nur für eventuellen Bedarf seinem früheren Chef von Bock zugewiesen worden, für den, wegen der Führerreserve, weiterhin ein Büro in Berlin vorgesehen war. Ein guter Vorwand für seine Adjutanten Hardenberg und Lehndorff, gelegentlich in Berlin und im Bendlerblock aufzutauchen und Kontakte mit dem Kreis um Stauffenberg unauffällig wahrzunehmen.

Steinort gehörte zu den großen Gütern, deren landwirtschaftliche Produktion zum Zwecke der Versorgung von Armee und Bevölkerung mit Nahrungsmitteln gebraucht wurde.

Nachdem im Juni 1941 das Führerhauptquartier *Wolfschanze* und das Oberkommando des Heeres *Mauerwald* nach Ostpreußen in die unmittelbare Nähe seines Gutes verlegt wurden, galt die Verpflichtung, Steinort optimal zu bewirtschaften, in erhöhtem Maße, denn dort lagen damit Mannschaften mit 2000 bis 4000 Essern. Deswegen wurde Lehndorff auch schon zu Zeiten seiner Ordonnanzfunktion – beispielsweise für die Frühjahrsbestellung oder die Erntezeit – beurlaubt, um sich der Verwaltung seines Gutes zu widmen.

Das wiederum erlaubte ihm, auf seinem Gut unauffällige Treffen und Besprechungen des engsten Zirkels der Verschwörer zu arrangieren. Ohne viel Aufsehen zu erregen, konnte er Gäste in seinem Schloßflügel empfangen oder Kontakte zwischen dem Bendlerblock Berlin, dem Oberkommando des Heeres im *Mauerwald* und den verschiedenen Zentralstellen

der Heeresgruppe Süd oder der Heeres-gruppe Mitte vermitteln – während gleichzeitig im anderen, beschlagnahmten linken Schloßflügel, der Außen-minister Joachim von Ribbentrop mit seinen Leuten logierte:

»Für die zehn Mann Gestapo wurde eine Wachstube eingerichtet. Ihre Aufgabe war, nicht nur das Haus zu bewachen, sondern auch herumzu-spionieren, was innerhalb und außerhalb des Hauses geschah«, erinnert sich Gottliebe:

»Unsere Köchin erzählte Wunderdinge über die eingeflogenen Delika-tessen und Blumen, die täglich frisch ankamen.

Der persönliche Kontakt zu Ribbentrop war kühl und höflich. Mir fiel auf, daß er mich stets mit ›Heil Hitler‹ begrüßte, sobald seine Leute in der Nähe waren. Begegnete er mir alleine im Park beim Spaziergang, küßte er mir die Hand. Zu meinem Geburtstag ließ er fünfzig Rosen aus Italien kom-men. Im nächsten Jahr war es ein sitzender Porzellanvogel mit Silber ver-ziert. Ein Beutestück aus Frankreich.«

Am 1. Juli 1944, als Stauffenberg Chef des Stabes des Ersatzheeres wurde, eröffnete sich für ihn zum ersten Mal ein Zugang zu Hitler. Am 11. Juli, dem ersten möglichen und geplanten Datum für das Attentat auf dem Berghof, war Heinrich Lehndorff im Bendlerblock, mit irgendeiner vorgetäuschten Dienstverpflichtung. Am Vorabend, dem 10. Juli, hatte er selbst dafür ge-sorgt, wenigstens seine Kinder in Sicherheit zu bringen. Sie sollten zu ihren Großeltern nach Graditz fahren:

»Seit Wochen sprachen wir von dieser Entscheidung. Nun sollte es geschehen. Fräulein Gräber richtete die Sachen. Die Koffer wurden gepackt. Nona, Vera und Dicky rannten durch Haus, Hof und Garten. Sie wollten ihre Tiere mitnehmen. Den Kanarienvogel Hansi. Die beiden Ponys Anton und Lore (Geschenke von Ribbentrop). Den ganzen Kaninchenstall. Dazu die vielen Spielsachen. Die Aufregungen und Vorstellungen der Kinder, auf eine Reise zu gehen, verwandelten unsere Wehmut einige Augenblicke in Fröhlichkeit. Wir wußten wohl, daß sie nicht mehr zu diesem Fleck Erde zurückkehren würden.«

Später hat Vera ihre Mutter gefragt, wie sie das alles ausgehalten habe:

»Das war nicht mal belastend, wenn das einmal entschieden ist, auch schon vorher, überkommt dich ein Gefühl der absoluten Sicherheit. Du weißt, du mußt es tun, und deshalb hast du eine Sicherheit ... Was mich anbelangt und was Papi anbelangt, es ist einfach so gewesen, daß wir niemals, wirklich das kann ich sagen, niemals auf die Idee gekommen sind, da ganz an der Beteiligung zu zweifeln. Was nicht bedeutet, daß man nicht dazwischen entsetzliche Angst hat. Das ist aber nie das Tragende gewesen. Das Tragende ist das andere gewesen. Es ist etwas, das über dem steht, sonst kannst du es gar nicht machen. Und deshalb waren es nur ein paar, die das machten. Und die waren eben – ich will nicht sagen – besessen, aber dazu gehörte ich mit, ich gehörte mit dazu ... Wir wollten nicht sterben dafür. Das haben wir einfach gar nicht erwähnt...«

Am 18. Juli 1944 hatte Gottliebe Geburtstag. Es war ihr einunddreißigster. Gefeierte wurde mit einem kleinen Abendessen im Schloß, zu dem auch Gäste aus *Mauerwald* herüberkamen. Zwei geplante Attentatstermine, am 11. Juli und am 15. Juli, waren jeweils von Stauffenberg nach Rücksprache mit dem Zentrum der Verschwörung im Bendlerblock aufgegeben worden, weil Himmler nicht anwesend war. Diesmal aber waren alle überzeugt davon, beim nächsten Mal müsse gehandelt werden, koste es, was es wolle.

Am nächsten Tag bedrängte Heinrich seine Frau, noch heute zur Zentrale in *Mauerwald* zu fahren und bei General Fellgiebel einen Platz im Sonderzug nach Berlin für sich zu reservieren. Gottliebe stand kurz vor dem Geburtstermin ihres vierten Kindes. Das Oberkommando des Heeres packte bereits die Sachen, denn die Zentrale wollte nun nach Zossen bei Berlin umziehen. Der nahe Geschützdonner bedeutete, daß die Russen die deutsche Front bereits durchbrochen hatten.

Gegen Abend des 19. Juli fuhr Gottliebe also mit dem Auto in das Lager *Mauerwald*, zu der Baracke von General Fellgiebel:

»Dort empfing mich sein Mitarbeiter Oberst Hahn vor der Türe. Die Stimmung war äußerst nervös. Kurz gehalten sagte mir Oberst Hahn:

›Bestellen Sie Ihrem Mann, daß er morgen früh um 7.00 Uhr hier sein soll. Ein Wagen mit Fahrer erwartet ihn. Fahren Sie jetzt schnell nach Hause, um ihm das mitzuteilen.«

Kurz gab er mir die Hand, wir sahen uns nur an und wußten beide, worum es ging. Mir war klar, daß es diesmal wirklich passieren mußte. Es war die letzte Chance.

In Steinort zurück ging ich sofort in den Reitstall. Die Boxe von Jaromir, Heinis Lieblingspferd, war leer. Ich setzte mich vor das Haus auf die Bank. Die Bewacher von Ribbentrops unterhielten sich mit mir über das schöne Wetter hier in Ostpreußen. Wie ein Blitz schoß es mir durch den Kopf: Würde morgen Ribbentrop oder würden wir verhaftet werden? In diesem Moment trabte Heini auf seinem Schimmel vorbei. Schweren Herzens stand ich auf und ging zum Stall. Heini kam sichtlich vergnügt auf mich zu. Stotternd vor Erregung sagte ich:

›Morgen früh um sieben mußt du in *Mauerwald* sein. Bei General Fellgiebel erwartet dich ein Auto mit Fahrer.«

Er merkte meine Erschütterung, nahm mich sofort in den Arm und sagte:

›Ja um Himmelswillen, warum bist du jetzt so erschüttert darüber, darauf warten wir doch die ganze Zeit. Und jetzt ist es soweit und Gott sei Dank, daß wir nun handeln können.«

Und es war merkwürdig, von dem Moment an – er hatte eine so sichere Hand, mich in den Arm zu nehmen und mit mir zu reden – hatte ich auch keinen Moment mehr Angst, jedenfalls nicht an dem Abend.

Da wir in der Nacht bereits das russische Geschützfeuer hörten, war uns die Lage der Front in unmittelbarer Nähe klar. Wir beendeten die Mahlzeit schnell. Heini ging an seinen Schreibtisch, telefonierte mit seinen Beamten und erledigte in zwei Stunden alles, was für den nächsten Tag nötig war. Es war Mitte Juli und die Ernte war in vollem Gange.

Ich hingegen prüfte inzwischen unsere Versteckstelle für schriftliche Notizen und Briefe, die gefährlich sein konnten. Ich zerriß sie oder fand einen besseren Platz ...

Und dann haben wir noch einen herrlichen Spaziergang gemacht, es war ja ein Sommerabend, schönstes Wetter. Wir sind ganz bewußt durch diesen wunderschönen Park, der sich uns so halbwild präsentierte, gegangen. Wir gingen noch auf die Koppeln zu den Pferden. Natürlich war in uns

Freude und Trauer und Angst, alles gemischt, was wir uns nicht sagten, um den anderen in keinsten Weise zu beunruhigen. Heini's ganze Ausstrahlung hatte etwas so Positives, es war auch nicht gestellt, ich glaube wirklich, daß er diesen Druck empfand, daß noch immer nichts passiert war und letztlich es wahrscheinlich dann doch so enden würde, daß nichts passierte und sie alle doch verhaftet würden. Daß ihm das weggenommen war, das machte ihn wohl auch so sicher und fast fröhlich, möchte ich sagen, wenn auch ein tiefer Ernst in seinen Augen immer zu spüren war.

Und ich weiß, daß ich an meinem Bett kniete, trotzdem das Beten für mich eine ganz schwierige Sache war, aber ich habe mich da mühsam mit meinem dicken Bauch an das Bett hingekniet, hab meinen Kopf in die Kissen hineingesteckt und hab eben einfach wieder meinen Spruch gesagt:

›Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht, größer als der Helfer ist die Not ja nicht.‹

Ich habe wirklich über die Möglichkeit, daß wir uns nicht wiedersehen, die Möglichkeit, daß wir sterben müssen, über all das habe ich nachgedacht und mir in diesen Notminuten einen Beruhigungszustand in meinem Inneren erreicht, daß ich tatsächlich ganz frei dann wieder zu Heini ging und wir uns dann zusammen ins Bett legten und mindestens zwei Stunden ganz still nebeneinander lagen. Wir haben nur unsere Körper gefühlt und ab und an dachte der eine oder der andere, wir gehören zusammen. Und wir werden – egal was passiert – immer zusammengehören.

Und dann schliefen wir darüber ein, und der Wecker ging morgens früh um halb sechs, schreckte uns auf. Unser erster Gedanke war, heute passiert es. Ich sprang also aus dem Bett, soweit das meine Unbeweglichkeit zuließ und Heini ging in sein Zimmer. Wir frühstückten, schweigend natürlich, weil es immer mehr an den Moment der Trennung heranging. Die Uniform, und alles, was er brauchte an Material, irgendwelche Aktenmappen, hatte er schon alles bereitgelegt und in einen kleinen Koffer eingepackt. Und dann stiegen wir so um halb sieben unten in den Pkw. Die Gestapo stand natürlich wieder da, aber war ganz harmlos, weil sie sich solche Dinge nicht vorstellen konnte.

Und es war wieder einer dieser wunderbaren Sommertage, es war ein leichter Nebel über den Wiesen. Wir fuhren also los, und an einer Stelle, wo besonders starker Nebel war, fuhren wir auf die Wiese herauf. Heini

zog sich in dem Auto um, das sollten von Ribbentrop oder seine Leute nicht sehen. Er verwandelte sich also in einen Oberleutnant. Dann kamen wir zum OKH und fuhren zu Fellgiebels Baracke. Dort stand schon das Auto bereit. Alle waren genauso nervös wie am Tag vorher. Wir umarmten uns noch einmal, das hatte schon eine Ferne, das war nicht mehr zu schaffen, diese Trennung war zu stark und intensiv, als daß man da noch etwas spürte.

Ich jedenfalls habe nichts mehr gefühlt. Ich habe mich nur in mein Auto gesetzt und bin dann nach Steinort zurückgefahren.«

»Am Mittag kam – wie fast jeden Tag – Georg Heino von Münchhausen vom Oberkommando des Heeres zu mir zum schwarzen Kaffee. Er sagte mir, daß das Lager vom Hauptkommando wieder nach Zossen verlegt würde, weil die Front der Russen zu nahekam, und sie wollten sich nicht überrennen lassen. Das würde wahrscheinlich in den nächsten Tagen passieren und ich könnte ihm einige Sachen in Koffern mitgeben. Mich interessierte das in diesem Moment überhaupt nicht, er aber verstand gar nicht, daß ich nicht bereits schon Listen aufgestellt hatte, was ich ihm alles mitgeben könnte, damit es gerettet werden könnte. Und da entschloß ich mich schnellstens, mit ihm in den Park zu gehen, um mit ihm zu sprechen.

Er war fabelhaft in seiner Haltung, aber irgendwo hat es ihn auch sehr erschüttert. Wir gingen wieder zurück und er sagte nur:

›Also, wenn ich irgendwie helfen kann, wenn ich irgendetwas tun kann, dann bitte verfüge über mich, soweit das möglich ist.«

Er war ein uranständiger Mensch. Er versicherte mir, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um mir so schnell als möglich Nachricht darüber zukommen zu lassen. Als wir in mein Zimmer zurückkamen, läutete das Telefon. Es meldete sich eine Stimme ›Sonderplatz OKH‹ und verlangte, Oberleutnant von Münchhausen zu sprechen.

Es wurde ihm mitgeteilt, daß ein Attentat auf Hitler versucht wurde. Generalleutnant Heusinger sei schwer verletzt. Die Hilfe des Ordonnanz-

offiziers werde gebraucht und ein Auto sei nach Steinort unterwegs, um ihn sofort nach Rastenburg zur *Wolfschanze* zu bringen.

In dem Moment kam schon das Auto vorgefahren. Ich konnte Georg Heino nur noch kurz und inständig bitten, mir so schnell wie möglich eine Nachricht über den Verlauf des Attentatsversuchs zu bringen.

In meinem Zimmer allein gelassen war in meinen Überlegungen ganz klar, daß das Attentat geklappt hatte. Aber wie war es passiert? Hatte es Hitler voll getroffen und wer hatte noch daran glauben müssen? Heusinger – dies war nun klar – war schwer verletzt. Ich saß wie gelähmt an meinem Schreibtisch, als es, so um vier Uhr nachmittags, an meiner Tür klopfte.

Herein trat einer der Adjutanten von Ribbentrops, begrüßte mich mit ›Heil Hitler!‹ und meldete ›Herr Außenminister läßt Ihnen sagen, daß ein Attentat auf Hitler versucht wurde, unser Führer lebt, er ist unverletzt.‹ Wieder ›Heil Hitler!‹ und der Mann war verschwunden.

Ich blieb auf meinem Stuhl am Schreibtisch sitzen, malte mit dem Bleistift Figuren auf ein Papier.

Es überkam mich diese merkwürdige Ruhe, wenn alles droht, kaputtzu-gehen. Plötzlich fuhr ein Auto vor und hielt unter meinem Fenster. Ein offener großer Wagen, auf dem Rücksitz lagen blutdurchtränkte Uniform-stücke, wohl von Heusinger. Georg Heino trat in die Tür und sagte:

›Hitler lebt, ich habe ihn gesehen, ein Arm ist verbunden wegen Prellun-gen. Er erwartet Mussolini. Niemand konnte Auskunft geben, wie alles ge-schehen ist. Ich werde versuchen, heute Abend im Dunkeln zu kommen und Euch mehr zu berichten.‹

Aus.

Er raste die Treppe hinunter und war schon fort, als ich wie gelähmt aufstand, um aus dem Fenster zu gucken.

Die allgemeine Stille um das Haus und im Haus hatte etwas Gespens-tisches. Ich saß wieder auf meinem Stuhl am Schreibtisch. Langsam fing ich an, dieses ganze Geschehen zu begreifen.

Jedes Tun hatte keinen Sinn mehr. Nur das Warten, ob Heini noch ein-mal wiederkommen würde.

Gegen sieben Uhr kam Heini auf Jaromir, seinem Schimmelhengst, im Schritttempo am Haus vorbei. Ich lief sofort in den Stall, wo er gerade von

Jaromir abgestiegen war. Er war in Zivil und tat so, als ob nichts geschehen wäre.

›Wieder keine Nachricht‹, sagte Heini verstört, als wir in meinem Zimmer waren, ›aber es ist etwas passiert. Als ich mich beim OKH zurückmeldete, gab man mir den Rat, sofort zu verschwinden.‹

›Münchhausen hat mir alles erzählt‹, unterbrach ich Heini, ›er mußte Heusinger helfen, der schwer verletzt wurde. Aber Hitler lebt! Das Attentat ist mißglückt.‹«

»Das Schweigen und Nachdenken danach, Abendessen auf dem Tisch, konnten nichts essen. Ließen es stehen. Spaziergang zu meinem Steg am kleinen See vor dem Haus. Verdeckter Wunsch von Heini, mit der Pistole in seinen Wald zu gehen, um ein Ende zu machen. Rücksicht auf mich, so direkt zu sprechen. Mein sehr intensiver Wunsch, dies nicht zu tun, sondern noch in der Nacht zu gehen. Lange Gespräche hin und her. Der Zeitdruck erhöhte die Nervosität. Es wurde dunkel, daher Platzwechsel. Keine Kontrolle für uns über Gestapo...

Wir wechselten in ein Fremdenzimmer.

Eventuelle Entscheidung wechselte...

Ich schlief für kurze Zeit ein. Beim Aufwachen war Heini weg. Ich stürzte heraus, fand ihn in seiner grünen Joppe und spürte seine Entscheidung für den Wald und Forst. In dem Moment erschien Georg Heino.

Zurück in das Fremdenzimmer, Beratung in leisestem Flüsterton. Kurzer Bericht vom OKH hergesehen. Bislang keine Spur vom Attentäter. Rat von Georg Heino, morgen früh gegen russische Front zu fliehen. Diese Nacht zur Vorbereitung benutzen. Rucksack packen mit Proviant und allernötigster Bekleidung. Es war wohl drei Uhr in dieser Nacht geworden. Für mich gab es nur Flucht in Richtung russische Front.

Die Nacht vom 20. zum 21. Juli rangen Heini und ich um sein Leben. Der Gedanke in die Hände der schwarzen Schergen von Himmler zu fallen, war ihm ein Grauen...

Immer wieder führte ich ihm vor Augen, daß wir noch die Freiheit einer Entscheidung hätten, die Flucht. Dies entsprach nicht seiner inneren Einstellung. Dennoch hatte er sich am Morgen dazu durchgerungen...

In dem Moment, als er das Haus verlassen wollte, fuhren zwei Autos mit bewaffneter SS vor. Ich sah aus dem Fenster und hörte den Namen ›Graf Lehndorff‹.

Erschrocken drehte ich mich wieder zum Zimmer, aber Heini war verschwunden. Den Rucksack fand ich unter dem Sofa. Ein Fenster zum Park war offen, und ich konnte nur annehmen, daß er vom ersten Stock heruntergesprungen war und die Flucht ergriffen hatte.«

Gottliebe schreibt über den Nachmittag des 21. Juli 1944:

»Ich liege im Bett. Stille. Fliegen summen an der Fensterscheibe. Ein Wasserhahn im Badezimmer tropft. Mir ist heiß. Die Decke werfe ich vom Bett. Die Uhr auf dem Nachttisch tickt. Es ist ein-Uhr-fünfzehn-mittags, 21. Juli 1944. Ich überlege seit einer Stunde, was ich sage, sollten diese schwarzen Kerle in mein Zimmer kommen.

Wenn sie nur kommen würden. Mein Mut ist grenzenlos. Sie jagen Heini durch seine Felder, Wiesen und Wälder. Links das Fenster mit dem Blick auf den Reitstall. Vor mir der schöne Barockschrank, geöffnet, die hellen Sommerkleider. Rechts das Badezimmer mit der gußeisernen Wanne. Alles, als ob nichts geschehen wäre. Ich horche angestrengt. Absolute Stille. Ich begreife es nicht. Das ganze Haus muß doch in Aufruhr sein. Weiß nicht jeder, daß die Gestapo Heini mit Hunden jagt?

Im Moment fühle ich nichts, nur stoßende Bewegungen des Kindes in mir. Das tröstet. Merkwürdig, ich bin nicht mehr allein, das beruhigt.

Vier Uhr nachmittags. Das Hausmädchen bringt mir pünktlich den Tee. Die Teekanne und Zuckerdose ist blank geputzt. Ich gieße mir Tee ein, das Telefon klingelt. Ich gehe und nehme den Hörer ab. Heinis Stimme:

›Hol mich bitte ab, ich bin in ...‹

Lege den Hörer auf. Ihn abholen! Das bedeutet doch, ihn ausliefern? Blitzartig erinnere ich mich an unsere Abmachung, unsere gehaltenen Gespräche für den Fall X. Ganz einfach, das von ihm Geforderte tun. Er hat

sich so entschieden. Ich verbiete mir meine Gedanken und gehe herunter. Hole den DKW aus der Garage.

Ich fahre los, am Haus vorbei. Wie ausgestorben ist der große Vorplatz. Niemand, so scheint es mir, beobachtet mich. Die Dorfstraße hinunter, die Eichenallee mit den Holpersteinen entlang. Ich fahre langsam wie in Trance. Der Rückspiegel zeigt keine Verfolger. Das Dorf Groß-Steinort verschwindet, die leere Straße vor mir. Wohin soll ich fahren? Plötzlich wird mir klar, daß ich nur ›Abholen‹ begriffen habe, aber nicht den Ort, ›wo‹! Der Schock, seine Stimme zu hören, wird mir jetzt bewußt. Mein Fuß bleibt weiter vorsichtig auf dem Gashebel. Im Rückspiegel wieder die leere Straße. Erneut eine kleine Hoffnung. Vielleicht war alles eine Fiktion? Jetzt bin ich auf der Landstraße. Links wird der große Roggenschlag gemäht. Die Leute laden auf. Jetzt die Abzweigung zu dem Gut Klein-Steinort. Ich fahre auf den Hof. Ich sehe den Verwalter. Ich frage ihn:

›Ist mein Mann hier, ich soll ihn abholen?‹

Er verneint:

›Der Herr Graf ist heute Nachmittag nicht hier gewesen!‹

Zurück und weiter auf der Landstraße. Was könnte er als Ort genannt haben? Ich bin jetzt am Bahnhof Groß-Steinort. An Verfolger denke ich nicht mehr. Halte vor der Kreuzung zum OKW-Rastenburg, *Wolfschanze*. Gerade-aus geht es zum Forstmeister. Ich nehme diese Richtung. Plötzlich Motoren-lärm, wie ein Spuk. Vor mir hält ein schwarzer Mercedes, offen, hinter mir dasselbe. Die Bremsen schurren über die geschotterte Straße. Eine Staub-wolke und wie aus dem Nebel springen bewaffnete SS-Männer. Meine Tür wird aufgerissen. Man fragt mich nach meinem Namen. Die Lehne neben mir wird zurückgeschlagen. Zwei sitzen in Sekundenschnelle hinten, einer neben mir. Ich bin ganz ruhig.

›Wir suchen jetzt mit Ihnen Ihren Mann!‹

Ich: ›Warum suchen Sie meinen Mann? Er wird sicher irgendwo auf dem Feld sein.‹

Merkwürdig, wie ich diesen Satz von mir höre. Antwort neben mir:

›Jetzt werden Sie nach unseren Befehlen handeln. Also fahren Sie!‹

Von hinten bekomme ich einen Stoß mit der Maschinenpistole in den Rücken.

Ich gehorche. Befehl: ›Geradeaus!‹

Ich fühle, daß meine Haltung mich verläßt, Tränen in den Augen vor Wut und Angst. Ich bin diejenige, die gemeinsam mit der Gestapo Heini aufspüren muß. Mir fällt kein Trick ein um sie auf die falsche Spur zu bringen. Ich führe tatsächlich ihre Befehle aus!

Jetzt rechts in den Wald zum Forstmeister. Ich weiß, daß er sehr ängstlich ist. Die Verhaltensweise dieses teuflischen Suchtrupps beobachte ich.

Routiniert, schnell, beweglich springen sie auf ihr Opfer. Der Forstmeister wird herausgeholt. Mit verstörtem Blick, schwer atmend – er ist sehr korpulent – steht er vor uns, ganz eingekreist:

›Herr Graf war hier, vor einer halben Stunde.«

Sein Blick sucht mich hilfesuchend. Später erfuhr ich, daß Heini sich im Wald verstecken wollte und ihn um Verpflegung gebeten hatte. Der Forstmeister hatte abgelehnt. Die ›Herren‹ konferieren. Die Fahrt geht weiter zu einem verpachteten Gut an der äußersten Grenze der Grafschaft Steinort. Wir fahren auf den Hof, derselbe Vorgang, das gleiche Bild, verstörte Opfer im Kreis dieser Männer. Nur dieses Mal die Antwort vom Pächter W:

›Graf Lehndorff war vor zehn Minuten hier. Er hat telefoniert.«

›Wohin?‹ Wird er es sagen? ›Nein, ich habe es nicht gehört.«

Wieder eine leise Hoffnung. Ich verabschiede mich von Herrn W – fast überschwenglich, nur dankbar, daß er so antwortete.

Plötzlich spüre ich den Haß in mir aufsteigen. Warum muß ich hier fahren, warum suchen sie ihn nicht alleine? Ich mache mir Luft, indem ich dieses Schweigen breche:

›Können Sie nicht meinen Mann alleine suchen? Ich bin hochschwanger und das lange Autofahren bekommt mir nicht.«

Gelächter. Antwort:

›Ich kann auch ganz andere Befehle und Maßnahmen ergreifen. Ich rate Ihnen, unsere Befehle auszuführen.«

Also fahre ich.

>Anhalten!<

Wir sind wieder im Wald beim Forstmeister. Plötzlich springt jemand aus dem Chausseegraben und es war Heini...

Er ging ganz dicht an mir vorbei und flüsterte:

›Es ist besser so!<

Das war der letzte Satz, den er zu mir gesprochen hat. Wir steigen alle in das Auto. Heini saß neben mir. Die beiden Mercedesautos vor und hinter mir.

Der gleiche blaue Himmel. Unsere Erntewagen fahren in die Scheunen. Mein Blick ist auf die Straße gerichtet. Ich möchte ihn noch einmal ansehen! Sieht er erschöpft, verstört und verändert aus? Ich kann es nicht. Die Angst, unsere Blicke könnten sich begegnen – Nicht die Fassung verlieren! – ist zu groß. Kurz vor Steinort sehe ich ihn an. Ganz schnell. Er sieht unverändert aus. Wie ist das möglich? Befehl:

›Haupteingang halten!‹

Das Haus ist jetzt von SS besetzt.

Nichts ist mehr wirklich. Mir scheint, daß ein Film abrollt, in dem wir Hauptakteure sind. Das Geräusch des Klickens einer Kamera. Wir gehen die schöne, alte Holztreppe hinauf. Die Erntekrone vom letzten Jahr mit den blauweißen Bändern lehnt in der Mitte der Halle. Kein Wort wird gesprochen. Er geht aufrecht vor mir die Treppe hinauf. Ich fasse schnell seine Hand und drücke sie. Sofort werde ich weggerissen. Ganz kurz kommt mir in den Kopf, daß wir über das Mißlingen gesprochen haben und auch über das totale Miteinander-Sein. Jetzt sind wir in seinem Schreibzimmer. Die Gestapo macht sich über den Schreibtisch her. Die Schubladen werden aus-gekippt. Ein Wust von Papieren auf der Erde. Heini steht hinter dem Schreibtisch, ganz still.

Einen einzigen warmen Blick, und schon muß ich das Zimmer verlassen. In meinem Zimmer zerreiße ich einige Papiere, die ich - in diesem Moment – für gefährlich hielt. Dann stand ich am Fenster und wartete. Nach kurzer Zeit sah ich ihn in den schwarzen Mercedes einsteigen.«

Am 23. Juli wird Gottliebe Gräfin Lehndorff aus Steinort verwiesen. Sie darf den Kreis Angerburg nicht mehr betreten. Selbstverständlich wird auch das Auto konfisziert und alles Inventar des Schlosses, nur einen kleinen Pferdekutschwagen darf sie vollpacken. Gottliebe verließ Steinort und fuhr zunächst auch zu ihrer Schwägerin Sissi nach Skandau. Nach einigen Tagen intensiver Gespräche fährt sie weiter nach Preyl, zu den

Eltern von Heinrich. Sie erreicht, daß ihr Schwiegervater, Manfred Graf Lehndorff, seinen Sohn ein letztes Mal im Gefängnis in Königsberg besuchen darf.

Ribbentrop, der extrem nervös und ihr gegenüber eisig ist, bleibt alleine im Schloß zurück. Er fürchtet, selbst unter Verdacht zu geraten, und sei es durch den Vorwurf, sein Domizil nicht sorgfältig genug ausgewählt zu haben. Erst als schließlich auch Hitler Ende Oktober die *Wolfschanze* verläßt, räumt Ribbentrop sein »Quartier im Felde«. Er läßt nichts Wertvolles zurück. Alle kostbaren Möbel, Gobelins, Geschirr, Teppiche, werden sorgfältig mit kunstgeschichtlichem Sachverstand in Kisten verpackt und in mehreren Waggonen der nahe gelegenen Sondertransporte verstaut.

An diesem letzten Julitag 1944 erhält Gottliebe einen Brief ihres Mannes aus dem Untersuchungsgefängnis Königsberg. Die Frau eines Kalfaktors in der Haftanstalt ist bis Preyl gefahren, um ihr den Brief zu bringen. Sie wartet auch ab, um eine Antwort mitzunehmen. Alles muß ganz schnell gehen.

Gottliebe reißt den Brief auf und liest:

»Mein über alles geliebter Mensch! Noch nie schrieb ich Dir unter so traurigen und trostlosen Verhältnissen. Es geht mir den Umständen nach gut. Ich habe eine Einzelzelle und werde korrekt behandelt. Obwohl ich nur sehr wenig essen kann, fühle ich mich körperlich gut. Gottlob läßt mein guter Schlaf (über den Du Dich so manches Mal moquiert hast) mich auch hier nicht im Stich. Abends um sechs lege ich mich hin. Dann kreisen meine Gedanken noch eine Weile von Dir zu meinen kleinen Kindern, über das liebe Steinort zurück in meine einsame Zelle. Falls sich ab und an dabei eine kleine Träne einschleichen möchte, muß es gleich verdrängt werden, denn ich habe das Gefühl, man darf sich nicht gehen lassen, sonst verblutet man innerlich. Wenn man auch ein reines Gewissen hat und hoffen kann, daß dieser Zustand nicht gar zu lange andauert, so ist doch schon jeder Tag schwer zu ertragen in Folge einer grenzenlosen Eintönigkeit. Das ist für mich das Schlimmste! Lesen kann ich wohl, aber

was interessiert schon, wenn die Gedanken permanent abgelenkt werden. Um wenigstens etwas zu tun zu haben, zupfe ich abgeliefertes Binddegarn zur Wiederverarbeitung ausein-ander. Vielleicht ist mein eigenes dabei. Ganz besonders ist mir in diesen Tagen die große Gnade klar geworden, die in der Relativität liegt.

Die allerkleinsten und lächerlichsten Unterbrechungen sind oft eine ›große‹ Freude. So sind zum Beispiel das Reinmachen des Essnapfes oder das Bett zu machen schon schöne Abwechslungen. Die letzten Tage waren recht heiß und wolkenlos. Heute sehe ich erstmals kleine, weiße Wölkchen ganz schnell über mein Fenster in Richtung nach Steinort huschen und jedem gebe ich liebe Gedanken und ein sehr banges Sehnen an Dich mit.

Mein Einzigstes, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was es in solcher Situation bedeutet, zu wissen, daß man einen lieben Menschen hat, von dem man weiß, daß ihm alles genommen werden kann, nur die Liebe nicht.

Dieses Gefühl empfinde ich so stark wie noch nie und fühle mich auf Schritt und Tritt von Deiner Liebe gehalten und getragen. Oft könnte ich weinen bei dem Gedanken, daß ich Deiner so riesengroßen Liebe manchmal Schmerzen angetan habe. Wie konnte ich nur! Mein Geliebtes – es ist keine schöne Zeit für mich, die ich jetzt durchmache, aber um wie viel mehr wirst Du seelisch leiden! Bei Deinem, wenn auch so tapferen, so weichen Herzen. Der Gedanke an Dich ist mir hierbei bei weitem der schmerzlichste. Wie willst Du das nun nur alles in Deinem Zustand überstehen? Ich bitte Gott, daß er Dir über diese Zeit gnädig hinweghelfen möge. Ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo einem wirklich nur noch der Glaube helfen kann. Wie wir beide dazu stehen, wissen wir. Hoffentlich bist Du weiter wie ich. Die Verwandlung. Die Verwandlung geht unendlich langsam voran, obwohl ich auf andere Art eine Stütze empfinde. Mein Engel, fahre nach Mittel-deutschland! Schieb es, wenn möglich, nicht zu lange hinaus. Ich weiß, daß Du Dich jetzt schwer trennst, aber denke an unsere Kinder!!! Ich vermag Dir gar keine Ratschläge zu geben. Nur den, Dich nicht in Gedanken an mich zu zergrämen und Dich dazu zu zwingen, alle Geschehnisse als vom Schicksal gewollt, nüchtern und mit möglichst wenig Sentiments zu betrachten. Ich weiß von mir, daß dieser gute

Vorsatz einem oftmals nicht viel nützt, aber man kehrt doch dann auch wieder dahin zurück.

Sehr böse ist es, daß man nach den Bestimmungen nicht rauchen darf und alle Gebrauchsgegenstände (Schwamm, Bürste, Bilder p. p.) abgeben mußte. Nicht einmal rauchen zu können, vermisse ich sehr. Aber alles, alles will ich wirklich gerne ertragen, wenn ich wüßte, daß Du Dir bis heute das starke Herz erhalten hast und es in der nächsten Zukunft erhältst, das gepaart ist mit einer gegenseitigen grenzenlosen Liebe, die letztlich alles überwinden wird. Ich habe bei diesem Brief zwischendurch das Gefühl, das ich bei den Briefen hatte, die wir uns früher einmal geschrieben haben. So muß es auch sein, obwohl die Umstände verdammt andere sind, unsere Liebe aber größer und weiter geworden ist. Für heute Lebe wohl. Es umarmt Dich und küßt Dich inniglich Dein Heini.«

Gottliebe antwortet ihm:

»Ich schreibe zwei Seiten mit einer solchen Freude. Nur ihm sagen, was ich ja schon Stunden vorbereitet hatte, daß alles so richtig und gut ist, wir nie anders gedacht und gehandelt haben, daß ich immer mit und bei ihm bin.«

Anfang August fährt Gottliebe zu ihrem Vater und ihren Kindern nach Graditz, so wie es ihr Mann in seinem Brief gewünscht hatte. Dort will sie die Geburt abwarten, um, so bald wie möglich, nach Conow in Mecklenburg-Strelitz am Rande der Uckermark zu ihrer Mutter zu fahren.

Am 8. August 1944 wird Heini Lehndorff in einem Gefangenentransport vom Untersuchungsgefängnis Königsberg nach Berlin verbracht, wo die Gestapo ihn in die Prinz-Albrecht-Straße transportiert. In dem gleichen Transport befindet sich der ebenfalls inhaftierte Graf Dohna, der bei dem geplanten Umsturz als Verwaltungschef für Ostpreußen vorgesehen war. Es ist zweiundzwanzig Uhr abends, als sie ankommen. Als die Tür geöffnet wird, unmittelbar vor dem Tor des berüchtigtsten Gefängnisses von Berlin, springt der jüngere der beiden Gefangenen heraus.

Der Gestapo-Gefangene Lehndorff war wie ein flüchtiger Schatten in der Nacht Berlins verschwunden.

Eine Belohnung von fünftausend Reichsmark wird auf seinen Kopf gesetzt. Am sechsten Tag seiner Flucht, am 14. August 1944, ist Heinrich von Lehn-dorff in der Nähe des Gutshauses von Conow, wo die Mutter seiner Frau lebt. Dort entdeckt ihn der Förster, gibt ihm etwas zu essen und ruft die Polizei.

Die Gestapo bringt ihn zurück in die Prinz-Albrecht-Straße. Dort wird er verhört, ohne nur eine Sekunde Schlaf zu finden.

Nach diesem Verhör, nach fünf Tagen und sechs Nächten Flucht, befindet sich Heinrich Lehndorff in der Zelle seines Gefängnisses. Er trägt Häftlingskleidung, vor seiner Tür werden zwei Wachen aufgestellt. Er hat in seinen Schuhsohlen zwei Rasierklingen versteckt. Er schneidet sich die Pulsadern auf. Er weiß – wie alle aus dem Umfeld Henning von Tresckows, was die Gestapo-Folter bedeutet. Er hat auch gehört, daß man Geständ-nisse unter Betäubungsmitteln erreichen kann, bei denen der Gefangene sein Bewußtsein verliert und trotzdem antwortet. Er weiß, daß das Todes-urteil sicher ist. Er will um keinen Preis der Welt zum Verräter werden und ist gewiß, daß er keine Überlebenschance mehr hat. Seine letzte Freiheit ist die, seinem Leben selbst ein Ende zu setzen.

Er wird relativ schnell entdeckt. Der Gestapo-Arzt aus Odessa, der schnell dazugeholt wird, flickt ihn wieder zusammen und stellt fest, der Blutverlust sei noch nicht so gravierend, daß man ihn ins Militärkranken-haus überführen müsse. So ist auch diese letzte Hoffnung, sei es durch den Selbstmord, sei es durch die Überführung in ein Krankenhaus, der Folter zu entkommen, vergeblich.

Als am 8. August um 22 Uhr Heini Lehndorff vor der Prinz-Albrecht-Straße im Dunkel der Nacht spurlos verschwunden war und ab der folgenden Stunde in ganz Deutschland nach ihm gesucht wurde, forschte die Gestapo nach ihm auch bei Freunden und Bekannten, so in Neuhardenberg, wo Carl-Hans von Hardenberg vor wenigen Tagen auch einen Selbstmord

versucht hat und dann ebenso verhaftet wurde wie seine Tochter Wonte, die Verlobte Werner von Haefens, Adjutant von Stauffenberg.

Um zwölf Uhr nachts steht die Polizei auch vor dem Gutshaus der Familie Kalnein in Graditz. Gottliebe wird mit ihren drei Kindern aus den Betten geholt und nach Torgau ins Gefängnis gebracht, zunächst noch in Gewahrsam der normalen Schutzpolizei. Die weiß nicht so recht, wie sie mit der hochschwangeren Frau und ihren drei kleinen Kindern verfahren soll. Schließlich, es ist weit, nach ein Uhr nachts, wird ihr und den Kindern eine Art Lager auf dem Fußboden bereitet. Bis neun Uhr morgens hocken die vier auf dem Fußboden, dann kommt die Nachricht, daß sie nach Hause dürfen. Wieder vergehen zwei Tage. Vor dem Gut wird ab jetzt Schutzpolizei postiert, die genau kontrolliert, wer in dem Haus ein- und ausgeht. Das Telefon wird überwacht. Es war zu vermuten, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß Lehndorff versuchen würde, Kontakt zu seiner Familie aufzunehmen.

Am 12. August wird Gottliebe erneut verhaftet und in das Gefängnis in Torgau gebracht. Diesmal sie allein, während die Kinder noch bei den Großeltern verbleiben. Jetzt steht die Geburt des vierten Kindes unmittelbar bevor.

Gottliebe schreibt einen Bericht über diesen ungewöhnlichen Geburtstag:

»Seit zwei Tagen war ich in Torgau im Gefängnis. Die Geburt von Catharina konnte jede Minute beginnen, da ich bereits seit drei Wochen ständig kleine Wehen hatte. Mir war nach der Erfahrung von drei Geburten klar, daß es dieses Mal sehr schnell gehen würde.

Am 15. August um 6 Uhr am Morgen erschien meine sehr aufgeregte Wärterin, um mir mitzuteilen, daß zwei Polizisten um 10 Uhr mich zum Torgauer Kreiskrankenhaus bringen würden. Dort angekommen, wurden meine Personalien aufgenommen. Bei der Frage »Wohnhaft in?« antwortete ich: »Gefängnis.« Zwei Schwestern wurden gerufen und von der Gestapo instruiert. Sie führten mich in den Desinfektionsraum. Durch eine sehr starke Wanzenplage in der Zelle waren mein Gesicht und auch große Teile des Körpers ganz angeschwollen. Ich wurde in eine Wanne gesetzt und mit sehr starken Desinfektionsmitteln bearbeitet. Das Sprechen war uns untersagt worden, bis auf notwendige Mitteilungen.

Ein weites Nachthemd wurde mir übergestülpt, die Haare naß gekämmt und (ich) in ein Einzel-zimmer geführt.

Es war ein heißer Tag. Die Fenster wurden geschlossen und mit einer Kette zugesperrt. Dann war Ruhe. Nach dem Essen überkam mich eine große Müdigkeit, wenn auch kleine Wehen mich zwackten.

Plötzlich kam eine sehr starke Wehe und ich klingelte Sturm. Instinktiv wußte ich, daß jetzt alles sehr schnell gehen mußte. Es kam niemand. Ich ging auf den Flur und schrie. Endlich kam eine Schwester. Sie brachte mich in den Kreißsaal. Es wurde nach der Hebamme telefoniert. Während dieses Telefons hatte ich wieder eine ganz starke Wehe und damit war Catharina ganz ohne jede Hilfe geboren.

Der ganz einsame Geburts-Tag am 15. August 1944 in dem Krankenhaus in Torgau hat sich mir für immer eingeprägt, dieses kleine Wesen veränderte meine aufbegehrende Verzweiflung und Traurigkeit in ein sinnvolles Tun. Ich versorgte sie alleine. Die Schwestern erlaubten dies wortlos.

In dem Moment dachte ich, ich bin hier die Heldin. Ich hatte jetzt das Gefühl, den kriegten sie nie! Heini ist so mit der Natur verbunden, und wenn er flieht, dann weiß er auch, wohin er flieht. Und er geht einfach Richtung Osten und mischt sich da unter die Soldaten.

Während des Krankenhausaufenthaltes war alles abgeschlossen. Fenster zugemacht, die Tür geschlossen, und kein Mensch durfte mit mir sprechen. Und jeden Tag kam ein Gestapist und sah nach, was bei mir los war. Schubladen durchsucht, unter die Decke geguckt, obwohl ich hier im Wochenbett lag und so weiter. Er war eigentlich ganz nett. Er setzte sich dann einen Moment hin und einmal sagte er:

›Ihr Mann läßt Sie grüßen!‹

Und dann bekam ich wieder so viel Mut, weil ich ja dachte, der ist doch weg. Da sagte ich:

›So?‹

Der Wolff hat ihm erzählt, daß ich noch eine Tochter bekommen habe Und dieser Obergruppenführer Wolff hat einen Gruß von ihm an mich bestellt. Und dann fragte ich:

›Ja, wo ist denn mein Mann?‹

›Ja, der ist in der Albrechtstraße im Gefängnis.‹

Da wußte ich es.«

Etwa vier Tage bleibt Gottliebe mit ihrer kleinen Tochter noch im Krankenhaus. Dann wird sie wieder nach Hause entlassen. Drei Gestapo-Beamte sind als Bewachung vor dem Schloß und im Gutsgelände verteilt.

Von der Familie Heinrich von Lehndorffs werden außer Gottliebe und den Kindern seine Eltern, Manfred und Harriet, seine Schwester Karin und sogar die Stiefmutter Kalnein, die von allem gar nichts gewußt hatte, verhaftet. Der Vater Gottlieb's wird als Beamter nicht eingesperrt, ihn überwachen aber die ganze Zeit im Haus drei Gestapo-Beamte.

Das Ende der Leidensfähigkeit ist für Gottliebe erreicht, als ihre drei älteren Kinder abgeholt werden.

Später hat sie ihrer Tochter davon berichtet:

„Das war der entsetzliche Moment, wo ich dachte, also, wenn Ihr weggeschleppt würdet, da habe ich mir tatsächlich überlegt, denn ich hatte einen Revolver in der Schublade, soll ich uns alle erschießen? Das war also mein spontaner erster Entschluß. Da ich es so unmenschlich fand, trotzdem man es ja wußte, daß sie alles machen würden ... Da haben sie also Dicky auf den Arm genommen, die war erst eineinhalb Jahre alt, und da ... habe ich dann umgeschaltet in dem Moment ... Dann sagte ich mir, das kann ich einfach nicht tun, ich kann nicht meine Kinder erschießen! Dann habe ich umgeschaltet und habe gesagt, so jetzt muß ich alles tun, damit Ihr das nicht merkt. Und habe dann gesagt: Ihr kommt jetzt in ein Kinderheim, weil Mami so elend ist.«

Einen Tag, nachdem die Kinder nach Bad Sachsa transportiert worden waren, wurde auch Gottliebe mit dem Baby erneut verhaftet. Sie kam in ein Frauenlager in der Nähe von Halle und blieb dort bis Anfang Dezember, Catharina immer bei sich, die sie stillte und versorgte. Manchmal steckte eine der Frauen ihr, der »Politischen mit dem Baby«, etwas zu; eine Tomate war eine lange erinnerte Köstlichkeit.

Während Gottliebe im Lager ist – am 4. September 1944 –, wird Heinrich Graf Lehndorff in Plötzensee hingerichtet. Sie wird es erst später erfahren.

Am 4. September war der Prozeß vor dem Volksgerichtshof, der um circa 14 Uhr mit dem Todesurteil endet.

Die Gefangenen werden umgehend nach Plötzensee überstellt, dort erwarteten sie der Reichsanwalt und der Henker von Plötzensee. Die Henker wurden mit reichlich Alkohol versorgt. Die Todesdaten dieser Hinrichtungsprozedur, wie sie der Totenschein festhält, waren:

Kurt Hahn 15.32 Uhr,
Gerhard Knaak 15.33 Uhr,
Max Ulrich Graf von Drechsel 15.34 Uhr,
Heinrich Graf von Lehndorff 15.35 Uhr,
Otto Erdmann 15.36 Uhr.

Wenig später wurden um 15.58 Uhr Erich Fellgiebel und um 15.59 Uhr dessen Mitarbeiter Fritz Thiele erhängt. Über diese sieben Hinrichtungen gibt es im Strafgefängnis Plötzensee weder Karteikarten noch Personalakten. Die Gefangenen wurden also sofort nach Ankunft exekutiert.

Unmittelbar danach wurden die Hingerichteten verbrannt, ihre Asche wurde auf den Rieselfeldern vor Berlin ausgestreut. Nichts sollte mehr an sie erinnern.

Als Heinrich von Lehndorff in Plötzensee hingerichtet wird, ist fast seine ganze Familie noch in Sippenhaft. Seine Frau Gottliebe ist mit der gerade geborenen Tochter Catharina im Frauenstraflager bei Halle. Die Kinder Eleonore, Vera und Gabriele sind in dem geheim gehaltenen Kinderlager bei Bad Sachsa. Sein Vater und seine Mutter sind im Gefängnis in Königsberg, die Schwester befindet sich in dem Gefängnis bei Skandau.

Erst Wochen später, am 1. Oktober 1944, werden zunächst die Mutter und die Schwester, dann, am 25. Oktober 1944, der Vater entlassen. Es ist genau die Zeit, in der schließlich auch Adolf Hitler seine *Wolfschanze* verläßt, dazu alle Größen des NS-Reiches, Göring, Himmler, von Ribbentrop,

der vorher noch das Schloß Steinort sorgfältig und mit Kunstsachverstand ausräumen läßt. Ab jetzt befindet sich Ostpreußen in Auflösung, die Straßen sind voller chaotischer Flüchtlingstrecken.

Auch die Familie Lehndorff denkt nun an Flucht: Als erstes werden die Skandauer Kinder Stanislaus, Karin und Christian mit der Kinderfrau zu den von Arnims nach Fürstenau in der Nähe von Boitzenburg geschickt. Ihre Mutter und Großmutter, Sissi und Harriet, erreichen gerade noch den letzten Zug, der aus Ostpreußen fährt. Der Vater Manfred kommt mit dem letzten Schiff aus dem Hafen von Memel nach Pillau, um von dort aus mit dem Pferd gen Westen zu reiten. Die Kalneins haben so lange in Graditz an der Elbe ausgeharrt, weil sie zunächst auf die Rückkehr von Gottliebe hoffen und immer noch auf Nachricht warten, wo die Kinder Nona, Vera und Gabriele sind. Nach Gottliebes Rückkehr fliehen auch sie Richtung Westen, nach Conow, ohne zu wissen, wo die Kinder sind.

Es war Marion Gräfin Dönhoff, die sich bereits Anfang September in die Gestapo-Zentrale der Prinz-Albrecht-Straße wagt, unter dem Vorwand, sie habe, wegen der Verwaltung seiner Güter, eine Frage mit ihrem Verwandten Heinrich Graf Lehndorff zu klären. Sie tritt so couragiert auf, daß man ihr sogar ein Gespräch mit einem der Gestapo-Obersten vermittelt. Der blättert in seinen Akten und verkündet dann ungerührt:

»Den Lehndorff wollen Sie sehen? Da kommen Sie zu spät. Der ist vor wenigen Tagen hingerichtet worden.«

Sie ist es auch, die irgendwann Mitte Dezember die Kinder Nona, Vera und Gabriele aus Bad Sachsa abholt und zu Gottliebes Mutter nach Conow bringt. Dort verbringt Gottliebe mit ihren Kindern das Weihnachtsfest in.

Aber auch Mecklenburg ist bald nicht mehr sicher vor der Roten Armee, und so geht die Flucht weiter nach Hamburg, wo Christoph Dönhoff für einige Zeit ein Hotel besorgt, bis alle zusammen bei Lexi Roloff in Bremen-Vegesack, auf dem Fichtenhof, eine freundschaftliche Bleibe finden, die bis zum Jahre 1947 Schutz und Sicherheit bietet. Hier trifft Gottliebe 1946 auch Fabian von Schlabrendorff, der ihr von einem Treffen zwischen ihm und Lehndorff im Waschraum des Gefängnisses in der Prinz-Albrecht-Straße berichtet:

Schlabrendorff hatte versucht, Lehndorff in aller Eile seine Taktik zu vermitteln, die Gestapo mit falschen Spuren auf falsche Ermittlungsziele zu lenken, um so einfach Zeit zu gewinnen. Schlabrendorff hat diese

Methode, trotz schwerster Folter durchgehalten, weil er die unerschütterliche Gewißheit in sich spürte, er werde diesen Terror überleben. So hat er selbst erdachte Personen- und Ortsnamen und beliebige Zahlen auf Zettel geschrieben und diese in Taschen oder Kleidernähten versteckt. Dadurch, daß die Gestapo all diesen Spuren dann als vermeintlich neuen Erkenntnissen nachging, gelang es Schlabrendorff tatsächlich, Zeit zu gewinnen und einem schnellen Abschluß der Beweisführung und einem schnellen Prozeß zu entgehen. Lehndorff aber habe bei diesem kurzen Gespräch zu ihm gesagt:

»So ein Mensch bin ich nicht, ich kann nur geradeaus handeln. Ich werde sagen, was ich getan habe und warum. Ich werde niemanden belasten, außer mich selbst. Ich weiß, was das bedeutet, aber ich kann nicht anders.«

Anfang des Jahres 1945 meldet sich der SS-Führer Wolff mit der Nachricht, er habe Gottliebe den Abschiedsbrief ihres Mannes zu übergeben.

Gottliebe hat über dieses gespenstische Treffen im Hotel Adlon folgendes erzählt: Am Eingang sei sie von einem Bediensteten des Hotels empfangen worden mit der Nachricht, der Herr SS-Obergruppenführer erwarte sie in seinem Zimmer. Man habe sie in den Salon geführt. Herr Wolff hat sie mit erlesener Höflichkeit begrüßt, die Tür geschlossen und gesagt: »Darf ich Ihnen einen Tee bestellen, verehrte Gräfin?« Es sei ihr eiskalt geworden, sie habe sich fast nicht rühren können und dann gesagt: »Ich will nur den Brief von meinem Mann. Und dann möchte ich gehen.« Der SS-Führer habe das sehr bedauert, hätte ihr dann aber doch den Brief persönlich ausgehändigt, habe ihr galant die Hand geküßt – und sei bis auf weiteres aus ihrem Leben verschwunden.

Erst 1964, als Wolff, der durch alle Prozesse in Nürnberg glimpflich hindurchgeschlüpft war, dann doch noch von einem deutschen Gericht angeklagt wurde, erhielt sie einen Brief von ihm. Er sammelte die Persilscheine im Blick auf seine »guten Taten«, er wagte es, auch sie um einen solchen zu bitten. Sie hat ihm nicht geantwortet.

DER ABSCHIEDSBRIEF

„Mein Geliebtestes von der Welt! Dieses wird wohl der letzte Brief sein, den Du auf dieser Welt von mir bekommst. Obwohl meine Gedanken seit unserer Trennung Tag und Nacht um Dich kreisen und mein Herz Bände an mein Mauslein füllen könnte, fällt es mir doch schwer, diesen Brief zu schreiben, weil ich befürchte, mit allem Deinem armen geprüften Herzen nur neue Last aufzubürden. Aber trotzdem – Du Engel – sollst Du alles wissen und erfahren, wie Dein Heini die letzten Wochen gelebt und gedacht und gefühlt hat. Bestimmt stellt man sich, ohne selbst so etwas erlebt zu haben, alles viel schlimmer vor, als es ist, wenn die Dinge Tatsache geworden sind und es ein Ausweichen nicht mehr gibt. Meine hierfür glückliche Natur und vor allem die Hilfe des lieben Gottes, um die ich ihn immer gebeten und die er mir in reichem Maße gegeben hat, haben mich alle Belastungen in einer Weise überstehen lassen, wie ich es vorher nie für möglich gehalten hätte.

Es vollzieht sich eine völlige Wandlung, wobei das bisherige Leben allmählich ganz versinkt und gänzlich neue Maßstäbe gelten. Du hast dabei sogar durchaus auch Deine kleinen Freuden und ich habe auch Momente gehabt, wo ich richtig vergnügt war. Die Anlässe sind nur eben ganz andere geworden. Ein nettes Wort von einem mitfühlenden Menschen, die Erlaubnis, zu lesen und zu rauchen, gelegentlich der Vorführung zu einer Vernehmung ein paar Schritte über einen sonnigen Hof machen zu können und solcher Kleinigkeiten vielerlei erfreuen einen ganz genau so wie früher eine große Unternehmung oder ein freudiges Ereignis. Da ich meistens etwas Hunger hatte, freue ich mich über ein Stück trockenes Brot oder auf eine dünne Suppe geradeso wie früher auf ein dickes Jagd-Diner. Und es schmeckt dann auch mindestens ebenso gut. Mein Geliebtes – ich schildere Dir das so ausführlich, damit Du nicht denkst, Dein Heini hätte die sechs Wochen dicht an der Verzweiflung an die Zellenwand gestarrt, oder sei wie ein gefangenes Tier im Käfig auf und ab gewandert. So darfst Du Dir bitte diese Zeit nicht vorstellen.

Natürlich – mein Einzigstes – hat es auch sehr bittere und traurige Stunden gegeben, wo die Gedanken dann ihre eigenen Wege gingen und ich alle Kraft zusammennehmen mußte, um nicht nachzugeben und die Haltung zu bewahren. Ich glaube es aber geschafft zu haben, und auch

diese Stunden waren nicht umsonst und sicherlich notwendig, um mich dort hinzuführen, wo ich heute stehe. Ich könnte diesen Zustand nicht besser erklären, als mit dem Bibelspruch: ›Fürchte Dich nicht, glaube nur.‹

Mein armes über alles geliebtes Mauslein. Irgendwie geht doch alles, was sich ereignet hat, über das Fassungsvermögen hinaus. Daß wir inzwischen ein 4. Kind haben, ich es erst acht Tage danach erfahren habe und dieses kleine Menschlein, das doch von mir stammt, nie im Leben sehen werde, kann ich einfach nicht begreifen. Daß alles gut gegangen und Du gesund bist, ist nur der einzige Trost ... Gib dem kleinen Wurm einen zarten Kuß auf sein Bäckchen von seinem unbekanntem Papi, sie wird am wenigsten unter all diesen Traurigkeiten zu leiden haben! Geliebtes – wenn ich Dir zu Anfang schrieb, daß es auch schwere Stunden für mich gegeben habe, so waren es in der Hauptsache die, in denen ich mich mit dem Schicksal meiner so heißgeliebten kleinen Familie beschäftigte. Ich kann eigentlich gar nicht daran denken! Wenn ich überlege, was für eine Situation für Euch und die Eltern durch mich geschaffen worden ist, muß ich gänzlich verzweifeln.

Meine einzige Zuversicht ist mein Glaube an Dich, an Deinen Mut und an Dein in der Not starkes Herz. Vollends wahnsinnig würde ich werden, wenn ich auch nur mit einem Gedanken es für möglich hielte, daß Du mir innerlich einen Vorwurf machen könntest. Wenn Du auch vorher von meinen Absichten nicht gewußt hast, so wirst Du doch immer davon überzeugt sein, daß ich nicht leichtfertig Eure Zukunft zerstört habe, sondern einer Idee gedient habe, von der ich geglaubt habe, daß sie eine Rücksicht auf Familie und Privates nicht rechtfertige. Der liebe Gott und das Schicksal haben gegen mich entschieden, aber ich nehme die felsenfeste Überzeugung mit ins Grab, daß Du mich deswegen mit keinem Gedanken richten wirst.

Weißt Du – Geliebtes – es ist mir in den letzten Wochen so unbedingt klar geworden, daß all unsere Schritte und unser Geschick letztlich nur vom lieben Gott geleitet werden. Auch in meiner Lage habe ich von Anfang an das ganz bestimmte Gefühl gehabt, daß alles nach Gottes Willen abrollt. Einen schönen Spruch, an dem ich mich oft aufgerichtet habe, lege ich Dir ans Herz wegen seiner Wahrheit: ›Sorget nichts, sondern laßt in allen Dingen Euer Bitten und Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kundwerden.‹ Und werden unsere Bitten nicht

erfüllt, so müssen wir uns sagen, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind und wir nie wissen können, was für uns das Beste ist.

Und nun mein Allereinstiges und über alles geliebtes Geschöpf, wollen wir noch ein paar Worte und ein kleines Weilchen ganz für uns alleine haben. Der Gedanke, daß wir beide, die wir doch so ganz zusammengehören, uns nun nie wieder auf dieser Erde sehen sollen, ist für mich unfaßlich. Sieben herrliche Jahre haben wir Seite an Seite gelebt und vor allem Herz an Herz. Du bist auch jetzt niemals von mir gewichen. Ich habe immer das feste Gefühl gehabt, daß Du neben mir hergehst und mit diesem Gefühl werde ich bis zur letzten Sekunde bleiben. Wir wollen dankbar sein für alles, was wir aneinander und miteinander gehabt haben. Für Dich – Geliebtes – ist ja alles viel viel schlimmer als für mich. Für meine Person, dessen sollst Du gewiß sein, fürchte ich den Tod nicht. Ich fürchte ihn nur im Hinblick und in Gedanken an Dich und unsere geliebten süßen Kinder. Wie wirst Du ihnen das nur alles erklären? Sie sind ja gottlob noch sehr jung und werden das wohl so ganz nicht verstehen, daß ihr Peps nicht mehr da ist. Gib ihnen viele viele Küssis und sage ihnen, Peps säße jetzt auf einem Wölkchen, sehe sie immer und betete für sie. Was wird mal aus den geliebten Töppis werden? Wer weiß, was überhaupt die Zukunft bringt! Um eins bitte ich Dich ... Du wirst die nächste Zeit unendlich traurig sein. Das weiß ich und kann es Dir doch nicht ersparen. Ich weiß auch, daß Du mich bestimmt nie vergessen wirst, aber wenn Ihr von mir sprecht, nachdem die *Zeit* einen gütigen Schleier über den größten Schmerz gelegt hat, tut es mit frohem Sinn und nicht so gewiß traurig verhalten, wie man das meistens erlebt, wenn von Toten gesprochen wird. Ich habe mein kurzes Leben fröhlich (vielleicht zu fröhlich) durchlebt, und möchte, daß man mich auch so in Gedanken behält. Du wirst verstehen, wie ich das meine! –

Kein Mensch kann sagen, wie Dein Leben nun weitergehen wird. Wo ich auch bin, werde ich immer für Dich beten. Gebe Gott, daß Dir größeres Leid in Zukunft erspart bleibt. Du bist das aller aller Liebste was ich auf dieser Welt zurücklasse ... Hätten wir uns doch wenigstens noch einmal sehen und umarmen können. Es war nicht möglich!

Einstiges – Du glaubst nicht, wie schwer es mir fällt, diesen Brief und damit unser letztes Gespräch zu beenden. Aber mal muß es sein! Wir werden uns über den Tod hinaus so lieb behalten, wie wir uns im Leben

geliebt haben! Der liebe Gott beschütze Dich und unsere Kinder auf all Euren Wegen. So umarmt Euch und liebt Euch über alles auf der Welt ... Euer Peps und Dein Heini.«

Und die letzten Worte sind, ganz oben über den Rand geschrieben:

»P. S.: Bin unglücklich, weil mein Herz Dir noch so vieles sagen möchte, aber Papier und Zeit sind zu Ende. So mußt Du es Dir denken. Es ist alles nur Liebe und wieder Liebe.«

Die Kinder erinnern sich, daß während der vielen Depressionen, die Gottliebe bevorstanden, sie sich manchmal zurückgezogen und immer noch ein-mal Heinrichs Brief gelesen habe, den sie stets bei sich trug:

»Der Brief war für mich nachher sehr wichtig, nachdem der Schmerz, dieser wahnsinnige Schmerz, vorbei war. Diesen Brief zu lesen, war für mich eine große Beruhigung, da der so unheimlich menschlich geschrieben war und eigentlich alles darin war, was ich mir nur vorstellen konnte, was man in einem solchen Moment noch schreiben kann.«

Heinrich war, als er diesen letzten Brief schrieb, fünfunddreißig Jahre alt. Gottliebe war einunddreißig. Die Kinder: Marie Eleonore (Nona genannt) war sechseinhalb, Vera (das ‚Seidenäffchen‘ ihres Vaters) war fünf, Gabriele (Dicky genannt) war eineinhalb und die jüngste, Catharina, war erst 19 Tage auf der Welt.